

schwedischen Industrie Lieferungen aufzuzwingen.

Seit einiger Zeit werden sogar für die Fabrikation im Rahmen des Rußlandgeschäfts vorgesehene Importgenehmigungen nicht mehr bewilligt. Damit kann der Myrdal-Vertrag als praktisch revidiert gelten.

So wurden bisher Zusagen der schwedischen Industrie nur bis zu 285 Millionen Kronen gegeben. Die tatsächlich ausgeführten Lieferungen haben erst ein Zehntel dieses Betrages erreicht.

Von einer Revision aber will der russische Partner nichts wissen. Demnächst wird nun der Marshallkredit in der schwedischen Wirtschaft zirkulieren. ERP-Administrator Hoffman wird kaum erlauben, daß dieser nach Osten abfließt. Die versprochene Myrdal-Milliarde bleibt aber immer eine auch politisch fatale Milliarde.

Die üblichen Kriminalgeschichten

„Saupreiß“ auf Italienisch

Erst leise, dann lauter rief es der schwerreiche Industrielle Carlo Sacchi durch den Napoleon-Saal der Villa d'Este am Comer See: „Terrona! Terrona!“ Und das ist das Schlimmste, was man einer stolzen Südtalienerin sagen kann. Es ist ein unübersetzbares italienisches „Saupreiß“, Ausdruck des ewigen Antagonismus zwischen Nord und Süd.

Langsam hob Sacchis junge, elegante Nachbarin den Arm unter dem kostbaren Hermelinmantel. Es knallte, als sei ein Sektpfropfen in die Luft geflogen. Langsam sank Sacchi zu Boden.

Dann setzte die junge Frau den Revolver an die eigene Schläfe. Doch die Waffe versagte. Erst als die Gräfin rief: „Sie schießt nicht mehr!“, wurden die anderen Gäste des mondänen Mitternachtsballes auf die Szene aufmerksam. „Mörderin!“ tönte es durch den eben noch von Sambaklängen gefüllten Saal.

Nur wenige Stunden später wurden in allen italienischen Städten die Morgenzeitungen ausgerufen: „Mord in der Villa d'Este! Die Gräfin Bellentani hat ihren Liebhaber erschossen!“

Lange hatten die stets sensationslüsternen Italiener und die ihnen darin stets willfährige Presse keinen solchen Gesprächsstoff gehabt. UNO-Verhandlungen und Angestelltenstreiks sanken in die Ecken der Titelseiten. Alles sprach von der schönen Mördergräfin und dem Kriminalfilm, der in dem einstigen Palast des Renaissance-Kardinals Gallio abgerollt war.

In dem Palast, der heute eines der luxuriösesten und teuersten Hotels Italiens ist, war an dem fraglichen Abend eine große Modenschau für die Spitzen der lombardischen Aristokratie veranstaltet worden. Der ganze Sommer hatte noch keine solche Menge kostbarster Juwelen am Comer See vereinigt gesehen.

An einem Tisch in der Saalmitte saßen der Conte Bellentani mit seiner Frau, der Industrielle Sacchi mit der seinen, der ein-stigen deutschen Tänzerin Lillian Willinger, und ein paar Freunde. Gelangweilt ließen sie die Vorführung der neuesten Pariser Modelle über sich ergehen. Unverwandt, so wie ein Photograph es eine Stunde vor dem Revolverschuß für die mondänen Zeit-schriften des Landes aufnahm (siehe Bild), richtete die Gräfin den Blick auf Sacchi.

Der bemühte sich, allen Damen am Tisch den Hof zu machen, nur ihr nicht. Dafür murmelte er ihr bei jeder Gelegenheit anzügliche Worte ins Ohr. Außerlich unbe-wegt saß die schöne Frau da, im weißen

Seidenkleid mit goldenen Blumen und mit einem Diamantenhalsband von Millionenwert.

Nach der Modenschau begann der Tanz. Der Conte wollte nach Hause, doch die anderen bestimmten ihn, zu bleiben. Sacchi flüsterte der Gräfin zu: „Hast du im Ernst geglaubt, daß ich dich mit nach Amerika nehmen würde?“ Wortlos ging sie zur Garderobe.

Im kleineren Nebenraum, dem Napoleon-Saal, traf man sich wieder. Die Gräfin mit dem Hermelin um die Schulter und einer gelben Wolljacke über dem Arm. Malizjös lächelnd ging Carlo auf sie zu: „Hast du es wirklich geglaubt?“ Sie bat ihn, sie in Ruhe zu lassen. Erfolglos.

„Laß das oder ich schieße“, murmelte sie. Niemand außer Carlo hörte das. Und niemand außer ihm sah den Revolver, den sie unter dem Hermelin hervorzog.

„Kriminalgeschichten!“, sagte Carlo. „Die üblichen Kriminalgeschichten von euch verfluchten Südtalienern. Terrona!“ Und lauter: „Terrona!“ Es knallte.

Die Contessa Pia Bellentani, die 32jährige Gattin eines der reichsten norditalienischen



„Laß das oder ich schieße“
Pia Bellentani — eine Stunde vorher

Aristokraten, Mutter zweier Kinder, hatte den Mann erschossen, der drei Jahre lang ihr Geliebter gewesen war. Und der sie verlassen, betrogen, beschimpft und ihren Stolz als Frau und als Südtalienerin beleidigt hatte.

Spatz in der Hand

Mit Edelweiß und Likatorennbündel

Diese Messe ist das leuchtendste Beispiel für die Zusammenarbeit der beiden Sprachgruppen. Möge sie zu einer gleichgerichteten Entwicklung aller gesunden Kräfte führen, zum Wohle des Landes und der Region!“ So sprach Italiens Ministerpräsident de Gasperi, als er seinen Besuch auf der ersten internationalen Bozener Mustermesse beendete.

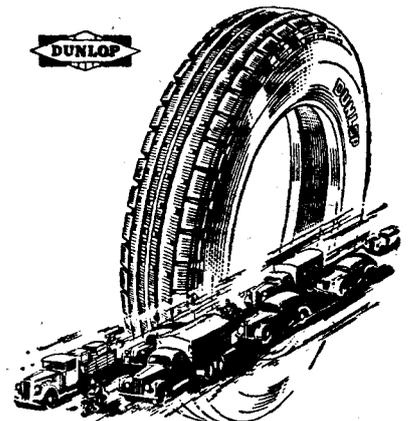
Auf 11 000 qm Bodenfläche haben im erst halbfertigen Bozener Gerichtsgebäude 550 Firmen ihre Erzeugnisse ausgestellt. Unter der ausländischen Beteiligung nimmt nach Oesterreich eine bayrische Ausstellergruppe den zweiten Platz ein.

Die Südtiroler Stände werden von den traditionellen Ausfuhrsgütern, Obst und

QUEISSER & CO · HAMBURG 39

Unerträgliche Kopfschmerzen

und heftige Nervenschmerzen, die nach intensiver Spätarbeit oder bei Frauen an kritischen Tagen häufig auftreten, werden rasch und zuverlässig durch das ärztlich empfohlene Melabon bekämpft. Melabon bringt oft in wenigen Minuten die ersehnte Erlösung. Originalpackung 0,75 DM, große Packung 3,60 DM in allen Apotheken. Verlangen Sie Aufklärungsschrift und eine Gratisprobe von Dr. Rentschler & Co., Laupheim/Württ. 85



DUNLOP Reifen
helfen sparen

DEUTSCHE DUNLOP GUMMI COMPAGNIE A.G. HANAU



Unter einem Regenschirm am Abend

präsentierten sich Essuma Jahene und Nana Sir Tsibu Daku, zwei Negerfürsten der britischen Goldküsten-Kolonie, in Kimono und Sandalen den Londoner Pressefotografen (links). Essuma und Nana gehören ebenso wie Ella Bai Koklos (rechts), die mit Schlangenleder-Einkaufstasche, kreppegesohnten Elefantenleder-Schuhen und afrikanischem New Look bewaffnete Lieblingsfrau des Häuptlings von Sierra Leone, zu den über siebzig Teilnehmern der afrikanischen Kolonialkonferenz, die augenblicklich im Londoner Lancaster House tagt. Die dunkelhäutigen Gentlemen repräsentieren die 44 Millionen Einwohner der elf afrikanischen Kolonien Großbritanniens: Nigeria, Goldküste, Sierra Leone, Gambia, Britisch-Ostafrika, Kenya, Uganda, Tanganyika, Sansibar, Nordrhodesien und Nyassaland. Auf der langen Tagesordnung der Zwei-Monate-Konferenz stehen vor allem wirtschaftliche, soziale und administrative Probleme. Englands Regierung hat keine Kosten und Mühe gescheut, um ihre Buschmännlein und -weiblein auch außerdienstlich auf das Angenehmste zu unterhalten. Die „New York Herald Tribune“ kommentiert: „Auf lange Sicht werden die Briten von dem veränderten Konzept ihrer Kolonialpolitik ebenso profitieren wie die Kolonien selbst“.

Wein, beherrscht. Ins Auge springen aber auch die Produkte der vom Faschismus im Süden der Stadt Bozen geschaffenen Industriezone: Erzeugnisse der Leichtmetall- und Schwerindustrie, „Lancia“-Autos, Baumaterialien, Holzprodukte und Alkohol.

Die Industriezone Bozens ist eines der zahlreichen Ueberbleibsel aus Südtirols zwanzig schwarzen Jahren. Sie war eine ausgesprochen politische Gründung und sollte, ohne Rücksicht auf finanzielle und wirtschaftliche Nachteile, das 1919 von Oesterreich gewonnene Südtiroler Land unlösbar an Italien schmieden. Durch sie wurde ein immer stärkerer Strom meist süditalienischer Industriearbeiter nach Südtirol hineingeschleust.

Parallel lief damit die völlige Italianisierung des Verwaltungsapparates. Am Ende des ersten Weltkrieges war das Land zwischen Brenner und Salurner Klausen ein einheitlich deutsches Sprachgebiet. Ende 1921 schon wurden 20 000 Italiener, meist Beamte mit ihren Familien, gezählt.

Nach zwanzig Jahren faschistischer Herrschaft war die Zahl der Italiener auf über 90 000 gestiegen, die sich fast ausschließlich auf die größeren Städte verteilten. So ist Bozen heute eine mehrheitlich italienischsprachige Stadt.

In den drei parlamentarischen Nachkriegsjahren hatten die Südtiroler noch eine berechnete Hoffnung, die versprochene Autonomie tatsächlich zu er-

halten. Doch dann marschierten die Schwarzhemden auch in Südtirol ein und begannen, mit scharfem Besen österreichische Tradition und Südtiroler Eigenständigkeit hinauszuwehen.

Südtirol ohne Südtiroler. Vor genau 25 Jahren wurde das Land in „Ober-Etsch“ (Alto Adige) umgetauft. Italienisch wurde zur alleinigen Amts- und Unterrichtssprache erklärt. Namen und Orte wurden willkürlich italianisiert. Selbst in deutschsprachigen Texten durfte es zwar „Rom“ und „Venedig“ heißen, aber nur „Bolzano“ und „Vipiteno“ an Stelle von „Bozen“ und „Sterzing“.

Dann brach das tausendjährige Reich herein. Hitler verleugnete seine „Kampf“-Prinzipien und versicherte Mussolini die „Ewigkeit“ der Brennergrenze. Die deutsch-italienischen Abkommen vom 23. Juni und 21. Oktober 1939 sollten die Südtiroler Frage mit einer Gewaltkur lösen. Südtirol ohne Südtiroler war das Ziel.

Die Opfer durften sich ihre Metzger selbst wählen. Das nannte man Option. Von 216 000 deutschsprachigen Südtirolern wollten 166 000 nach Norden heim ins Reich, 50 000 wollten lieber dableiben, obwohl die deutsche Propaganda geschickt das Gerücht verbreitete, daß sie nach Sizilien abgeschoben werden sollten. Die Italiener dementierten zu spät oder gar nicht.

Das wäre nur historisch interessant, wenn nicht die 166 000 Deutsch-Optanten

ihre italienische Staatsangehörigkeit verloren hätten. Und wenn nicht etwa 60 000 von ihnen auch wirklich ins „Dritte Reich“ eingezogen wären.

In dessen ostmärkischer Liquidationsmasse sitzt der größte Teil von ihnen noch heute. So spielt die Optantenfrage weiterhin in der Südtiroler Innenpolitik eine wesentliche Rolle. Nur durch Prüfung jedes Einzelfalles wird sie langsam gelöst.

Nach dem anderthalbjährigen „Alpenvorland“-Intermezzo des Gauleiters Hofer hofften die Südtiroler ebenso lange wieder auf den Anschluß. Diesmal auf den an Oesterreich. Doch in Paris entschieden die „Big Four“ für Italien.

De Gasperi sicherte dort am 5. September 1946 Oesterreichs Außenminister Gruber schriftlich die Autonomie für die deutschsprachige Provinz Bozen und die benachbarten zweisprachigen Orte der Provinz Trient zu. Enttäuscht, doch nicht ohne Hoffnung, betrachteten die Südtiroler den Spatz in der Hand.

Rasch traten die italienischsprachigen, aber auch einst k. u. k.-untertänigen Trentiner auf den Autonomieplan und verlangten gleiches Recht für sich. Ein volles Jahr wurde gekuhandelt, bis die italienische Nationalversammlung am 31. Januar 1948 das „Regionalstatut Trentino-Tiroler Etschland“ annahm.

Welsche Trentiner und deutsche Südtiroler sahen gleichermaßen wieder nur Spatzen. Die Trentiner setzten die Flagge auf Halbmast, weil sie entsprechend der Sprachgrenze das Südtiroler Unterland (Salurn und Neumarkt) und damit ein Drittel ihrer Steuereinnahmen an die Provinz Bozen abtreten mußten.

Doch auch die Südtiroler sind unzufrieden. Erstens überhaupt. Zweitens, weil Trient und nicht Bozen die Hauptstadt der neuen zweiprovinzigen Region ist. Und drittens, weil das italienische „Alto Adige“ nicht mit „Südtirol“, sondern mit dem eher an eine Weinmarke erinnernden „Tiroler Etschland“ übersetzt wird.

Keine Liebe für Tschitschero. Dem teilautonomen Spatz klebte die Regierung dann noch ein paar Schönheitspflästerchen auf, so daß die „Tirol-Etschländer“ immer weniger der entschwundenen Taube der Vollautonomie nachtrauern. Die deutsche Sprache wurde wieder für gleichberechtigt in Amtsverkehr und Unterricht erklärt. Der Regional-Landtag soll immer je zwei Jahre in Trient und Bozen tagen und der



Präsident für die genannte Amtsperiode abwechselnd aus der deutschen und der italienischen Sprachgruppe gewählt werden.

Zu schimpfen bleibt noch immer genug. Gerüchte wollen wissen, daß die für Oktober angesetzten Landtagswahlen verschoben werden sollen. Die Unzufriedenheit mit der langsamen Lösung der Optantenfrage wächst. Und Erziehungsminister Gonella hat für die Mittelschulen die italienische Aussprache des Lateinischen angeordnet. Die Südtiroler aber wollen, daß ihre Kinder den alten Römer Cicero „Zifero“ oder auch „Kikero“, aber keinesfalls „Tschitschero“ aussprechen.

Die Unzufriedenheit mit der bedächtig vorgehenden De-Gasperi-Regierung erklärt das Anwachsen der Edelweiß-Liste der „Südtiroler Volkspartei“ bei den letzten Gemeindevahlen. Und das Absinken der Christlichen Demokraten in der Stadt Bozen von 16 000 Stimmen bei den April-Parlamentswahlen auf 7000 bei den Gemeindevahlen im Juli. Auch viele „Walsche“ erhoffen sich von den Edelweißlern eine raschere Verwirklichung ihrer Ziele als von ihren eigenen, mehr zentralistisch ausgerichteten Parteien.

Vertrauensvoll blicken die Südtiroler, pardon: die Tirol-Etschländer, auf ihre Parlamentsvertreter in Rom. Auf die beiden Senatoren Raffener und Braitenberg und auf ihre drei Edelweiß-Abgeordneten: den 61jährigen Otto von Guggenberg, den Rechtsanwalt Anton Ebner und den jungen Journalisten Friedrich Volgger, der andert-halb Jahre in Dachau saß.

Mit gedämpftem Optimismus sehen die Südtiroler in die Zukunft und nach dem noch immer ihrem Obst und Wein verschlossenen Norden. Viel ist seit Kriegsende schon geleistet worden. Längst ist die schwerbombte Brennerstrecke repariert.

Deutsche Touristen fehlen. Vieles ist auch in dem stark angeschlagenen Bozen wieder aufgebaut. Darüber erhebt sich Südtirols Wahrzeichen, der unbeschädigte Turm der Pfarrkirche. Auch Meran hat deutsche Kriegs- und amerikanische Nachkriegsbesatzung gut überstanden. Mit fast friedensmäßigem Kurbetrieb empfängt es Gäste aus aller Welt zu Pferderennen, Traubenkuren und Kulturwochen. Aber die deutschen Touristen fehlen, und viele große Hotels stehen leer.

Südtirol hat wieder eine deutsche Presse, angeführt von den Bozener „Dolomiten“ und dem schon über die Landesgrenzen hinaus bekannten Meraner „Standpunkt“. Beamte und Kellner, Schaffner und Polizisten sprechen beide Sprachen.

In den unzerstörten „Lauben“ in Bozen werden die Waren auf deutsch und italienisch angepriesen. Aus der „Piazza Vittorio Emanuele“, dem einstigen „Waltherplatz“, ist ein „Marienplatz“ geworden. Bald soll das Walther-von-der-Vogelweide-Denkmal wieder hier, im Mittelpunkt der Stadt, aufgestellt werden. Die Faschisten hatten es auf eine abgelegene Parkwiese verbannt.

Und jenseits der Talfer steht unverehrt und mit faschistischen Liktorenbündeln seit zwanzig Jahren das marmorkalte Siegesdenkmal. Einst sollte es die gewaltsame Italianisierung des Landes besiegeln. Während das Walther-Denkmal Sinnbild der deutschen Kultur Südtirols geblieben ist, ist Piacentinis Triumphbogen weiter Symbol der politischen Macht und Nähe Roms.

Zwischen den beiden Polen soll harmonisch das Leben dieses Volkes an der Grenzscheide von Nord und Süd kreisen. Und gegenüber den Marmorquadern des Siegesdenkmals leuchtet noch immer der Rosengarten wie eine Märchenburg in den letzten Strahlen herbstlicher Sonne.

Tannu Tuwa tabu

Mit viel Liebe und wenig Wasser

Durch verschiedene Indiskretionen ist in diesen Tagen für die Welt diesseits des Eisernen Vorhanges das Geheimnis ein wenig gelüftet worden, in welcher Region ihres Riesenreiches die Sowjets an der Herstellung von Atombomben arbeiten. Das Zentrum dieser russischen Atom-In-

gänglichsten Gebiete der Erde. Tuwa ist nicht nur das Herz der sowjetischen Atomkriegsplanung. Es ist auch die asiatische Flankenfestung des UKK.

Die Zauberformel UKK ist für die Sowjets so wichtig wie das Geheimnis der Atombombe. UKK heißt: Ural-Kusnezker-Kombinat. Der Raum hinter dem Ural und das Becken von Kusnezsk, Asiens zweitgrößtes Kohlenlager, bilden die wirtschaftlichen und damit militärischen Schwerpunkte der UdSSR. Kusnezsk ist das Herz Mittelsibiriens und auch für Langstreckenkombi ein schwer erreichbares Ziel.

Tannu Tuwa ist hermetisch verriegelt. Rotarmisten sperren die wenigen Bergpässe, die über das Sjanische und das Tana-Gebirge in die riesige Tallandschaft führen. Nur Flugzeuge mit Hochdruckkabinen können die Felswände überfliegen. Jeder Zugang nach Tuwa ist ein Thermopylae.

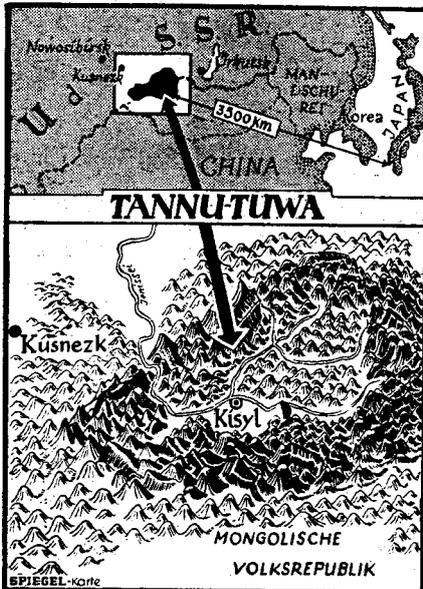
Für die Sowjets ist dieser jahrzehntelange Vorposten Rußlands im Kampf um Asien heute „tabu“. Die Zeitungen, angefüllt mit Berichten aus den entlegensten Winkeln der Union, scheinen seinen Namen nicht mehr zu kennen. Seit Hiroshima wird er mit Methode totgeschwiegen.

Von Zeit zu Zeit rollen streng bewachte Züge mit russischen und deutschen Technikern oder KZ-Häftlingen in Richtung Tannu Tuwa. Die Republik verschlingt alle diese Menschen. Mit Ausnahme einzelner hoher Offiziere und gewisser Gelehrter kehrt niemand mehr zurück.

1946 und 1947 gingen etwa 30 Gruppen von Gelehrten und Spezialisten nach Tannu Tuwa, um sich an „wissenschaftlichen Experimenten“ zu beteiligen. Auch große Mengen von Fabrikmaterial wurden nach Tannu Tuwa transportiert. Das Eisenbahnnetz in Südsibirien wird mit Hilfe von Hunderttausenden von Arbeitsklaven in aller Eile aufgebaut. Eine Abzweigung nach Tannu Tuwa ist in dieses Netz einbezogen.

Zwischen ungehobenen Schätzen an Gold, Erz, Kohle, Silber, Platin, Iridium, Asbest und Mangan treiben Preßluftbohrer und Sprengladungen kilometerlange Stollen in die Bergumgebungen am Jenissei. Natürliche Gänge, riesige Grotten und Höhlen erleichtern ihnen das Werk. Wenn sie nicht dort weiterarbeiten, wo Menschenalter vor ihnen die Mongolen ihre Erzbergwerke ins Gestein geschachtet haben.

Ob die Sowjets die 65 000 Tuwiner nach Südsibirien und Turkestan umgesiedelt haben, ist nicht erwiesen. So wenig wie



dustrie befindet sich weder im Gebiet nördlich des Baikal-Sees noch im Kaukasus, wie von der westlichen Presse verschiedentlich behauptet wurde. Es ist, nach der neuesten Version, im Gebiet der Republik Tannu Tuwa in der nördlichen Mongolei zu suchen, dem am weitesten vom Meer abgelegenen Teil des Sowjetreiches.

Rußlands Atomzentrum ist ein „Haus mit dicken Mauern“. So wurde Tannu Tuwa einmal genannt. Eine Weltgeschichte lang war es Streitball zwischen den Mächten hinter seinen Grenzen: Russen, Mongolen und Chinesen. Nachdem es 23 Jahre selbständige Volksrepublik unter roter Fahne gewesen war, wurde es schließlich 1944 autonome Sowjetrepublik.

Zwischen Sibirien, dem Altai-Gebirge und der Wüste Gobi ist es eines der unzu-



Politik mit Bolikragen-Pullovers Donduk, Kemtchigol und Starkow (v. l. n. r.)